

ORDEN POUR LE MÉRITE  
FÜR WISSENSCHAFTEN UND KÜNSTE

REDEN UND GEDENKWORTE

ACHTZEHNTER BAND  
1982

VERLAG LAMBERT SCHNEIDER · HEIDELBERG

REDE VON  
EMIL STAIGER

## EMIL STAIGER

### EIN SCHILLERWORT IN GOETHES FASSUNG

---

In die ersten Jahre der Freundschaft Goethes und Schillers fällt die Arbeit am »Wilhelm Meister«, der nach dem unbefriedigenden Versuch *Wilhelm Meisters theatralische Sendung* unter dem Titel *Wilhelm Meisters Lehrjahre* vollendet werden soll. Goethe ist glücklich, Schillers kritischen Beistand in Anspruch nehmen zu dürfen. Nur Schiller bringt er bei so schwierigen Fragen größtes, wenn auch nicht ganz unbegrenztes, Vertrauen entgegen. In Lieferungen reisen die Manuskripte nach Jena und wieder zurück. Mündliche Unterhaltungen finden statt. Von diesen wissen wir nichts. Wohl aber kennen wir die zahlreichen Briefe, die auf den Roman eingehen. Unter diesen beschäftigt uns ein Brief Schillers vom 2. Juli 1796. Er hat, so schreibt er, »alle acht Bücher des Romans aufs neue, obgleich nur sehr flüchtig durchlaufen« (1). Ein Urteil glaubt er nach einer solchen Lektüre noch nicht wagen zu dürfen, findet sich aber überwältigt von der »erstaunlichen und unerhörten Mannigfaltigkeit«, die hier im »eigentlichsten Sinne versteckt« (2) sei, und bittet Goethe, sich vorerst mit einzelnen Anmerkungen begnügen zu wollen. Bevor er diese aber vorbringt, drängt es ihn auszusprechen, was ihm ein solches Werk überhaupt bedeutet. In diesem Zusammenhang fallen die Worte:

»Ohnehin gehört es zu dem schönsten Glück meines Daseins, daß ich die Vollendung dieses Produkts erlebte, daß sie noch in die Pe-

riode meiner strebenden Kräfte fällt, daß ich aus dieser reinen Quelle noch schöpfen kann; und das schöne Verhältnis, das unter uns ist, macht es mir zu einer gewissen Religion, Ihre Sache hierin zu der meinigen zu machen, alles, was in mir Realität ist, zu dem reinsten Spiegel des Geistes auszubilden, der in dieser Hülle lebt, und so, in einem höheren Sinne des Worts, den Namen Ihres Freundes zu verdienen. Wie lebhaft habe ich bei dieser Gelegenheit erfahren, daß das Vortreffliche eine Macht ist, daß es auf selbstsüchtige Gemüter auch nur als eine Macht wirken kann, daß es dem Vortrefflichen gegenüber keine Freiheit gibt als die Liebe.« (3)

Goethe dankt für diesen und den Brief, der gleich darauf folgt, sehr herzlich. In seiner Antwort vom 7. Juli lesen wir unter anderm die Worte:

»Wie selten findet man bei den Geschäften und Handlungen des gemeinen Lebens die gewünschte Teilnahme, und in diesem hohen ästhetischen Falle ist sie kaum zu hoffen, denn wie viele Menschen sehen das Kunstwerk an sich selbst, wie viele können es übersehen, und dann ist doch nur die Neigung, die alles sehen kann, was es enthält, und die reine Neigung, die dabei noch sehen kann, was ihm mangelt. Und was wäre nicht noch alles hinzuzusetzen, um den einzigen Fall auszudrücken, in dem ich mich nur mit Ihnen befinde.« (4)

Des »einzigsten Falls« einer solchen Freundschaft ist sich also auch Goethe bewußt. Und wirklich wäre es nicht leicht, im Bereich der gesamten Weltliteratur auf etwas Vergleichbares hinzuweisen: ein Bündnis zweier in ihrem menschlichen Wesen und ihren Begriffen von Kunst so ganz entgegengesetzter Geister, das aus entschiedener Abneigung – von seiten Goethes – und grimmigen Rivalitätsgefühlen – von seiten Schillers – zu einer in allen entscheidenden Fragen vollkommenen, oft genug auf einem klaren Bewußtsein des Gegensatzes beruhenden Harmonie gedieh. Man mag die Antwort Goethes um eine Nuance formelhafter finden als Schillers grandiose Art. Beide scheinen aber im Begriff, eine Grenze zu überschreiten, die sie früher und später – Spur eines leisen Vorbehalts – respektierten. Auf die gewichtigsten Worte Schillers kommt Goethe aber noch ein-

mal zurück, und zwar in einem Zusammenhang, in dem wir es nicht erwarten würden.

»Wie lebhaft habe ich bei dieser Gelegenheit erfahren, daß das Vortreffliche eine Macht ist, daß es auf selbstsüchtige Gemüter auch nur als eine Macht wirken kann, daß es dem Vortrefflichen gegenüber keine Freiheit gibt als die Liebe.« (5) – So Schiller.

Im zweiten Teil von Goethes *Wahlverwandtschaften*, in Ottiliens Tagebuch, begegnen wir dem Satz: »Gegen große Vorzüge eines andern gibt es kein Rettungsmittel als die Liebe.« (6)

In seinen späteren Werken, schon im »Wilhelm Meister«, liebt es Goethe, unter irgendeinem Vorwand Sentenzen, Sprüche, Aphorismen zur Lebensweisheit einzuschalten. In den *Wahlverwandtschaften* liefert den Vorwand zunächst Ottiliens Liebe. Goethe braucht den Vergleich mit einer Einrichtung bei der englischen Marine: »Sämtliche Tauwerke der königlichen Flotte, vom stärksten bis zum schwächsten, sind dergestalt gesponnen, daß ein roter Faden durch das Ganze durchgeht, den man nicht herauswinden kann, ohne alles aufzulösen, und woran auch die kleinsten Stücke kenntlich sind, daß sie der Krone gehören.

Ebenso zieht sich durch Ottiliens Tagebuch ein Faden der Neigung und Anhänglichkeit, der alles verbindet und das Ganze bezeichnet.« (7)

Bald wird dem Erzähler eine solche Beschränkung aber unbequem. In einem der nächsten Kapitel heißt es: »Um diese Zeit finden sich in Ottiliens Tagebuch Ereignisse seltner angemerkt, dagegen häufiger auf das Leben bezügliche und vom Leben abgezogene Maximen und Sentenzen. Weil aber die meisten derselben wohl nicht durch ihre eigene Reflexion entstanden sein können, so ist es wahrscheinlich, daß man ihr irgendeinen [sic!] Heft mitgeteilt, aus dem sie sich, was ihr gemütlich war, ausgeschrieben. Manches Eigene von innigerem Bezug wird an dem roten Faden wohl zu erkennen sein.« (8)

In diesem loseren Zusammenhang mit Ottilie steht, wenn wir den Ausdruck brauchen dürfen, das Schillerzitat. Es ist nicht genau. Schiller sagt »keine Freiheit«, Goethe sagt »kein Rettungsmittel«. Hat Goethe den Wortlaut mit Absicht verändert oder unwillkürlich?

Unwillkürliche Änderungen sind in seinen Schriften nicht selten. So kann wohl kein Zweifel darüber bestehen, daß Goethe Mariannes Gedichte im »Westöstlichen Divan« unwillkürlich – und diesmal nicht zu ihrem Vorteil – verändert hat. Er zitiert aus dem Gedächtnis und glaubt sich dies bei seinem großen Erinnerungsvermögen gestatten zu dürfen. Doch das Gedächtnis ist gerade bei bedeutenden schöpferischen Menschen oft eine trügerische Instanz. Sie neigen dazu, das Wort eines andern, nicht selten ohne es selber zu wissen, nach ihrem eigenen Sinne zu modeln, vielleicht nur rhythmisch, vielleicht aber auch in der Wahl von einzelnen Wendungen, so, daß man die ursprüngliche Meinung des zitierten Satzes kaum wiedererkennt.

Denkbar wäre es sogar, daß Goethe, dreizehn Jahre nachdem ihm Schiller die Worte geschrieben hatte, gar nicht mehr wußte, von wem sie stammten, daß er sich auf eine Sentenz von ungewisser Herkunft besann und um so freier mit ihr umging, als ihm dunkel blieb, vor wem denn nun Rechenschaft abzulegen wäre. Den Briefwechsel, der ihm den Satz wieder in Erinnerung rufen mußte, gab er erst 1824 heraus. Wie dem auch sei – der Wortlaut hat sich an einer bedeutsamen Stelle verändert, ob mit oder ohne Absicht Goethes, ändert an unserer Frage nichts.

Schillers große Parole ist »Freiheit«. Das Wort hat von den »Räubern« bis zu den philosophischen Schriften nicht immer denselben Klang. Daß »Freiheit« im Gegensatz zum »Gesetz« Kolosse und Extremitäten ausbrütet, bedeutet dem reifen Schiller nichts mehr. Dennoch hält er ihre Fahne bis zum letzten Atemzug hoch. Was wäre ihm anderes übriggeblieben? Er ist in der neueren deutschen Literatur der große Unbehauste. Mit Wallenstein empfindet er die Wirklichkeit als eine Fremde. Er hat sich einmal, als seine äußeren Verhältnisse besser wurden, bemüht, gleichsam einen Friedensschluß mit jenen »tückischen Mächten« zu schließen, die, nach den Worten des Feldherrn, »keines Menschen Kunst vertraulich macht«. Das Leben hat brüsk die nobel dargebotene Hand zurückgestoßen und Schiller mit den kaum erträglichen Schmerzen einer damals unheilbaren Krankheit heimgesucht. Seither betrachtet er die iridi-

sche Stätte nicht nur als Fremde des Lebens, sondern sogar als Todesreich, dem jeder verfällt, der, statt sich mit dem bloßen Schein zu begnügen, von den Früchten seines Gartens kostet.

Dem irdischen Menschen wird damit nahezu Übermenschliches zugemutet: »Frei sein in des Todes Reichen«. Wie ist dies möglich? Er soll keinem unmittelbaren sinnlichen Reiz erliegen. Er muß, wo immer es sei, zuerst prüfen, ob das, was ihn zu verführen droht, vor dem Gesetz der Vernunft besteht. Dann erst darf er sich seiner beglückenden Wirkung überlassen. Der Mensch soll also immer selbst Urheber seines Zustandes sein, selbst mit Bewußtsein das Gute wollen und selbst, mit Bewußtsein, das Böse verwerfen. Wörtlich drückt sich Schiller so aus:

»Er soll nicht bloß, wie die übrigen Sinnenwesen, die Strahlen fremder Vernunft zurückwerfen, wenn es gleich die göttliche wäre, sondern er soll, gleich einem Sonnenkörper, von seinem eigenen Lichte glänzen.« (9)

Selbsttätigkeit der Person steht höher als die Verehrung einer von Gott erschaffenen Natur. Wie kann ein solcher ganz auf eigene Kraft gestellter Mensch sich über Geschenke des Lebens freuen, da ihm doch alles nur etwas bedeutet, wenn er es selber errungen hat? Fast erschrocken lesen wir in einem Brief an Körner (18.1.1796) die Worte über Karl, den kleinen Sohn, der sich zu Schillers Freude entwickelt: »Goethe ist ganz von ihm eingenommen und mir, der ich nur in dem engsten Lebenskreis existiere, ist das Kind so zum Bedürfnis geworden, daß mir in manchen Momenten bange wird, dem Glück eine solche Macht über mich eingeräumt zu haben.« (10)

Sogar in der Freude an seinem Kinde empfindet Schiller die Gefahr eines möglichen Selbstverlusts. Etwas ist in sein Leben getreten, das nicht von seinem Willen abhängt. Er fühlt sich an das Glück *gebunden*. Ein schwer erträglicher Gedanke!

Genau genommen geht es immer darum, daß ihm das Danken schwerfällt. Nach seiner Art, in allen Fragen über sich selbst zu Gericht zu sitzen, hat er auch darüber nachgedacht, einmal in einer Betrachtung über den Idealisten und Realisten. Der Realist wird »seine Zuneigung immer dadurch beweisen, daß er *gibt*, der Idealist

dadurch, daß er *empfängt*; durch das, was er in seiner Großmut aufopfert, verrät jeder, was er am höchsten schätzt.« (11)

Dem Idealisten Schiller fällt es schwer, Geschenke entgegenzunehmen, weil er alles Dankenmüssen beinahe schon als Erniedrigung ansieht.

Wie soll ein solcher Mensch nun danken für ein Geschenk des Lebens, das ihm von allen Menschen von größter, ja von unschätzbarester Bedeutung sein mußte, danken für die Freundschaft mit Goethe? Er hat sich überwunden, ein auch des Empfangens fähiger Idealist. Er sieht, daß Goethes Schaffen auf ganz anderen Voraussetzungen beruht. Er anerkennt, daß es seinem eigenen Schaffen sogar überlegen ist, nicht zufällig, sondern weil Goethe die Gabe hat und es sich leisten darf, Geschenke der Götter entgegenzunehmen.

Groß zwar nenn ich den Mann, der, sein eigener Bildner und Schöpfer,  
Durch der Tugend Gewalt selber die Parze bezwingt;  
Aber nicht erzwingt er das Glück, und was ihm die Charis  
Neidisch geweigert, erringt nimmer der strebende Mut.  
Vor Unwürdigem kann dich der Wille, der ernste, bewahren,  
Alles Höchste, es kommt frei von den Göttern herab. (12)

So spricht Schiller in jenem »Das Glück« überschriebenen Gedicht, das eine Huldigung an Goethe darstellt, zugleich aber auch ein Dokument von Selbstüberwindung, wie sie sich vielleicht in einer so schwierigen Lage noch nie ein Künstler abgerungen hat.

Doch große Vorzüge eines andern anerkennen, braucht noch keine Liebe, es könnte sehr wohl auch nur Achtung sein. Schiller spricht aber ausdrücklich von Liebe und wählt das Wort, das ihm nicht liegt, mit dem er sonst nichts Rechtes anzufangen weiß, zweifellos mit Bedacht. Wir dürfen dabei natürlich nicht an jene Liebe denken, die der *junge* Schiller kannte, die, wie es verblüffend heißt, »zum Geist monarchisch zwingt den Geist«, noch weniger an jene leise Spur von Herablassung, die in der Liebe zu seiner Gattin mitschwang, und ebensowenig an eine heroische Männerfreundschaft im Stil von Don Carlos und Marquis Posa. Was Schiller mit Goethe verbindet, hat sich in Schillers Leben noch nie ereignet. Es gibt

dafür eigentlich auch kein Wort. Und dennoch bleibt nur das eine, Liebe, das Schiller wirklich genutzt kann, das eine Wort, das im Deutschen auf so glückliche Weise eine fast unendliche Stufenleiter von Empfindungen oder Gefühlen, allgemeiner: von Möglichkeiten des Menschen auszudrücken vermag. Damit geraten nun aber Freiheit und Liebe im Kontext des Briefs in eine Nachbarschaft, die Schiller sich nicht hätte träumen lassen: Freiheit als Liebe, Liebe als Freiheit, das ist für ihn, der sonst nur eine Freiheit in des Todes Reichen kennt, die äußerste Paradoxie.

In der Fassung, die Goethe in Otiliens Tagebuch eingerückt hat, gibt es keine solche Paradoxie. Der Ausdruck »Freiheit« fällt nicht, das Wort, das zu brauchen Goethe ohnehin schwerfällt. Freilich, in den Jugendtagen, in der Epoche des Sturm und Drang, begegnet es uns auch bei ihm. »Was soll unser letztes Wort sein«, fragt Goetz von Berlichingen seine Gefährten. Sie antworten alle: »Es lebe die Freiheit« (15). Das dient aber mehr der Charakterisierung Berlichingens und der Seinen, als daß man es wie die Freiheitstiraden Karl Moors als Programm und Willenserklärung seines Dichters verstehen dürfte. Natürlich begegnen wir der Parole wieder in dem Festspiel zur Feier des deutschen Freiheitskampfes. Sie klingt dort aber nicht recht glaubhaft und scheint sogar mit einem gewissen Zögern intoniert zu werden:

Und das schöne Wort der Freiheit  
Wird gelispelt und gestammelt,  
Bis in ungewohnter Neuheit  
Wir an unsrer Tempel Stufen  
Wieder neu entzückt es rufen:  
*(Mit Überzeugung, laut)*  
Freiheit!  
*(gemäßigter)*  
Freiheit!  
*(Von allen Enden Echo)*  
Freiheit! (14)

Im übrigen vermeidet Goethe das kühne Wort oder spricht es nur mit Vorbehalt aus, sogar dort, wo man den vollen Klang der Zustim-

mung erwarten würde, im »Egmont« etwa, der doch von Hause aus zum Freiheitshelden bestimmt war. Jedermann kennt die Sentenz: »Freiheit! Ein schönes Wort, wers recht verstünde.« Die Fortsetzung lautet aber: »Was ist des Freisten Freiheit! – Recht zu tun! – und daran wird sie der König nicht hindern.« (15)

Und wenn man darauf erwidern möchte, daß Herzog Alba es sei, der so rede, und Alba habe ja Grund, den Freiheitsdrang der Niederländer zu dämpfen, so muß man erwidern, daß auch Egmont keine andere Sprache führt: »Ein ordentlicher Bürger, der sich ehrlich und fleißig nährt, hat überall so viel Freiheit, als er braucht.« (16)

Das ist im Mund eines Freiheitshelden, wie Egmont einer sein soll, ein nüchternes Wort und nicht geeignet, die Bürger auf Barrikaden zu führen. Doch Egmont ist gar kein Freiheitsheld. Er stirbt zwar vollkommen gefaßt im Namen des niederländischen Volkes, ist aber viel zu unpathetisch, auf wunderbare Weise zu sorglos, um als Freiheitskämpfer wie er im Buch steht, figurieren zu können. Zu einem solchen macht ihn erst Beethovens festliche Ouvertüre. Ihre Töne aber, so herrlich sie sind, haben nichts mit Goethes Gestalt, mit Goethes Natur überhaupt zu schaffen, mit der Natur eines Menschen, der sich einmal sogar den Ausspruch erlaubte:

Ich habe die Tage  
Der Freiheit gekannt.  
Ich hab sie die Tage  
Der Leiden genannt. (17)

Die Tage der Leiden, weil es in seiner Natur lag, sich nur von steter Bildung, doch nie von einer jähren, gewaltsamen Handlung Gutes zu versprechen. Er dachte dabei wohl an die Französische Revolution und ihre Folgen. Aber auch außerhalb des politischen Lebens war ihm »Freiheit« ein unheimliches Wort. Seit dreißig Jahren besitzen wir eine Äußerung Goethes, die zu dieser Frage ein bedeutsames, wenn auch nicht eindeutiges Zeugnis ablegt. In den ersten Tagen der Freundschaft beschäftigte sich Goethe, Schiller zuliebe, mit der Frage, ob Schönheit als »Freiheit in der Erscheinung« auf-

gefaßt werden könne. Goethe selber wäre nie auf einen solchen Gedanken gekommen. Nun aber läßt er sich darauf ein. Denn »Freiheit« ist ja nicht nur das Fundament von Schillers Lebensführung, sondern auch von Schillers Ästhetik. Zuerst erweist es sich als unerläßlich, Freiheit und Vollkommenheit voneinander zu sondern. Die Frage stellt sich demnach in der kurzen Studie Goethes so: »Inwiefern die Idee: Schönheit sei Vollkommenheit mit Freiheit, auf organische Naturen angewendet werden könne.« (18)

Doch auch mit dieser Einschränkung ist Goethe die Sache noch nicht geheuer. Er dreht und wendet sie hin und her, und erst nach umständlichen Veranstaltungen ist er schließlich zu einem Zugeständnis bereit, dem äußersten, zu dem er sich je, bei prinzipiellen Problemen, Schiller gegenüber bereit erklärte: »Um sich auf diesem Wege den Begriff eines schönen Menschen auszubilden, müssen unzählige Verhältnisse in Betrachtung genommen werden, und es ist freilich ein großer Weg zu machen, bis der hohe Begriff von Freiheit der menschlichen Vollkommenheit, auch im Sinnlichen, die Krone aufsetzen kann.« (19)

»Der hohe Begriff von Freiheit«! Goethe weiß, was er Schiller schuldig ist, nachdem er ihn lange, in früheren Jahren nicht ganz zu Unrecht, als Jakobiner und Sansculotte verdächtigt hat. Das strittige Wort bringt er aber auch jetzt nur mit Anstrengung über die Lippen. Im Grund weiß er mit einer Erklärung des Schönen aus der Freiheit nicht das Geringste anzufangen. Freiheit, wenn sie unbedingt gedacht werden soll, ist unendliche Leere, die reine Möglichkeit des Geistes, aufzubrechen, wohin er will. Schönheit aber ist *bestimmt*, für Goethe bestimmt durch Typus und Metamorphose. Und der Typus ist keine Idee, die allenfalls aus einer Selbsttätigkeit des Geistes erklärt werden könnte. Man weiß aus dem bekannten Gespräch: Goethe ist überzeugt, den Typus der Urpflanze mit Augen zu sehen, dankbar, daß er eines so hohen geistigen Anblicks gewürdigt wird. Er wäre unglücklich, wenn er ihn auf irgendeine Weise nur sich selber zuzuschreiben hätte.

Freiheit? Auch unter die Urworte, die doch eine »Rekapitulation uralter konzentrierter Darstellung des menschlichen Geschickes«

andeuten sollten, hat Goethe das Wort nicht aufgenommen. Dagegen fällt die Wendung »scheinfrei«. Und ebenso distanziert sich diese Summe der menschlichen Existenz von jenem andern Begriff, der im Sinne Schillers zur Freiheit gehört, vom »Willen«.

»So mußt du sein, dir kannst du nicht entfliehen« (20), erklärt schon die erste Stanze. Und in der vierten heißt es in noch härterer Sprache: »Aller Wille Ist nur ein Wollen, weil wir eben sollten.« (21)

Das Wort, das Goethe in Otiliens Tagebuch anstelle von »Freiheit« einsetzt, lautet »Rettungsmittel«. Das klingt ernüchternd. Es hat bei weitem nicht die elementare, noch durch die Paradoxie verschärfte Gewalt, mit der sich Schiller das Rätsel der Freundschaft mit Goethe klarzumachen versuchte. Goethe selber spricht gelegentlich von seinem »realistischen Tic, durch den ich meine Existenz, meine Handlungen, meine Schriften den Menschen aus den Augen zu rücken behaglich finde. So werde ich immer gerne incognito reisen, das geringere Kleid vor dem bessern wählen, und, in der Unterredung mit Fremden oder Halbbekanntem, den unbedeutendern Gegenstand oder doch den weniger bedeutenden Ausdruck vorziehen.« (22)

Wir müssen, um ihm Schiller gegenüber gerecht zu werden, seine Sprache also gleichsam mit einem anderen Kleid ausstatten.

»Rettungsmittel«? Darin liegt der tiefere Wunsch, geborgen zu sein, nicht nur dem mit großen Vorzügen Ausgestatteten gegenüber, sondern in der Welt überhaupt. Und nicht nur Otilie dürfte dies wünschen, sondern offenbar Goethe selbst, der so auffällig – geschieht es unbewußt, nur um so auffälliger – Schillers monumentalischen Ausdruck ersetzt. Schiller will frei sein. Goethe – wir wählen da ein etwas milderer Hilfsverb – möchte geborgen sein, geborgen in der Schöne, als die er nach griechischer Weise den Kosmos betrachtet, in seiner unendlichen Weite sowohl wie in der geringsten Kreatur, im Licht, in den Farben, den Tieren, den Pflanzen. Dem allem gibt er sich innig hin, mit jener Liebe, die er selbst in hohem Alter »Weltfrömmigkeit« nannte.

Dem Geist einer solchen Weltfrömmigkeit entspricht es, die Übel der Welt auf eine Störung der gottgewollten Ordnung durch den

Menschen zurückzuführen, und wenn schon durch den Menschen, so durch das, was unter allen Wesen ihm allein gehört, die Freiheit. Den Mißbrauch der Freiheit hat Goethe in jungen Jahren an sich selbst, später in der Geschichte anderer und im großen Weltgeschehen immer wieder als Unmaß erfahren. Im Prolog zur Eröffnung des Berliner Theaters vom Mai 1821 lesen wir:

Unmaß in der Beschränkung hat zuletzt  
Die Herrlichsten dem Übel ausgesetzt,  
Und ohne Zeus und Fatum, spricht mein Mund,  
Ging Agamemnon, ging Achill zugrund. (25)

Der Mensch ist ein beschränktes, in seiner eigenen Natur und in den Grenzen seiner Welt bedingtes Wesen. Wer diese Bedingtheit nicht anerkennen will, gefährdet sich selbst und andere. Wenn die Weltfrömmigkeit nicht eine der mildesten Religionen wäre, hätte Goethe Schillers Art als Ketzerei verdammen müssen. Denn Ketzerei ist, nach dem Vorbild Lucifers, Aufruhr einer untergeordneten gegen die höchste Macht. Das träfe vor allem den jungen Schiller. Die leidenschaftliche Sorge um die Freiheit aber, die auch der reife Dichter – in andern Gestalten – kennt, hieße im Sinne von Goethes Weltfrömmigkeit doch immer noch Ketzerei. Jean Paul, der Außen-seiter, hat dies erfaßt, als er Schiller einmal »Cherubim mit dem Keime des Abfalls« nannte.

Neben diesem Schiller klingt aber vielleicht die Weltfrömmigkeit, wie Goethe sie verstand, zu harmlos. Wenn Schiller indes der Kraft der Selbstbehauptung in fast unmenschlichem Maß bedurfte, war Goethe auf die zwar mildere, doch im Ganzen gesehen nicht leichtere Tugend der Entsagung angewiesen. Wir pflegen sie, da wir uns Goethe als Götterlieblich denken, zu unterschätzen. Er selber wußte sehr wohl, wie teuer auch seine Existenz erkaufte war, obwohl er selten klagte und fast immer auch die ungeheuersten Klagen – wie den »Tasso« oder die »Marienbader Elegie« – versöhnlich enden ließ.

Wir scheinen es heute mit den großen Klassikern nicht leicht zu haben. Die mächtigen Worte, wie sie Schiller liebte, sind uns ver-

dächtig geworden, und Goethes Weltfrömmigkeit erscheint uns mehr denn je als Illusion. Wir können dennoch nicht darauf verzichten, beider zu gedenken. Der Geistesgeschichte ist aufgetragen, gerade nicht nur das zu schätzen, was heute allgemein geschätzt wird, sondern frei zu bleiben für halb mißverstandene oder halb vergessene Möglichkeiten des Menschen und ihr Gedächtnis zu bewahren, im Glauben an eine Renaissance, eine Wiedergeburt in einem Geist, von dem noch niemand wissen kann, ob er sich überhaupt und wie er sich ereignen wird.

#### NACHWEISE

- 1 Johann Wolfgang Goethe: Gedenkausgabe der Werke, Briefe und Gespräche. 28. August 1949. Hrsg. von Ernst Beutler. Zürich 1949ff. Bd. XX, S. 184. – 2 Goethe: a.a.O. – 3 Goethe: a.a.O., S. 184f. – 4 Goethe: a.a.O., S. 200. – 5 Goethe: a.a.O., S. 185. – 6 Goethe: a.a.O. Bd. IX, S. 176. – 7 Goethe: a.a.O., S. 144f. – 8 Goethe: a.a.O., S. 161. – 9 Schillers Werke. Nationalausgabe. Begründet von Julius Petersen. Hrsg. von Lieselotte Blumenthal und Benno von Wiese. Weimar 1945ff. Bd. XX, S. 277. – 10 Schiller: a.a.O. Bd. XXVIII, S. 168. – 11 Schiller: a.a.O. Bd. XX, S. 498. – 12 Schiller: a.a.O. Bd. I, S. 409. – 13 Goethe: a.a.O. Bd. IV, S. 593. – 14 Goethe: a.a.O. Bd. VI, S. 469. – 15 Goethe: a.a.O., S. 74. – 16 Goethe: a.a.O., S. 36. – 17 Goethe a.a.O. Bd. II, S. 186. – 18 Siehe Emil Staiger: Goethe. 5 Bde. Zürich 1952–1959. Bd. II, S. 202f. – 19 Siehe ebd., S. 202f. – 20 Goethe: a.a.O. Bd. I, S. 525. – 21 Goethe: a.a.O. – 22 Goethe: a.a.O. Bd. XX, S. 208. – 23 Goethe a.a.O. Bd. XXIII, S. 645.